

VORWORT
Originaldokument
© Verlag C. H. Beck

Dieses Buch ist eine Erkundungsreise zu den Quellen des liberalen Geistes. Es ist ein Versuch herauszufinden, welche Qualitäten Menschen befähigen, auch unter widrigen Umständen nicht abzulassen von der Verfechtung der Ideen, auf die liberale Ordnungen gegründet sind. Wer bleibt stark, wenn die meisten schwach werden? Man könnte von einer Tugendlehre der Freiheit sprechen.

Indes ist dies kein abstraktes Unterfangen. Es ist keine Fortsetzung von Isaiah Berlins brillanten Essays über die Freiheit, geschweige denn eine neue Version von Karl Poppers grossem Traktat über die offene Gesellschaft. Vielmehr geht es um Isaiah Berlin und Karl Popper – und Raymond Aron und Norberto Bobbio und andere – selbst. Die Frage ist, wie diese bedeutenden Gestalten den Versuchungen der Unfreiheit widerstanden haben. Was war die Quelle ihrer Kraft, als die Umstände, in denen sie lebten, die Sonne der Freiheit verfinsterten?

Es geht also um Intellektuelle, und zwar um eine bestimmte Art von ihnen und um eine bestimmte Zeit, in der sie lebten. Die öffentlichen Intellektuellen, von denen die Rede ist, haben allesamt das 20. Jahrhundert erlebt und zu ihrem Teil geprägt. Sie sind wie die vier Genannten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geboren, unter dem Eindruck der entstehenden Sowjetmacht aufgewachsen und vom heraufkommenden Faschismus, dann dem Nationalsozialismus auf die Probe gestellt worden. In der Begrenzung auf die zwischen 1900 und 1910 Geborenen liegt gewiss auch Willkür. Doch ist es informierte Willkür, eine Generation ins Auge zu fassen, die in besonderem Masse den Zeiten der Prüfung, die das 20. Jahrhundert bereithielt, ausgesetzt war. Diese reichten vom Ersten Weltkrieg bis zur Zeitenwende von 1989. Am Ende des Buches schweift der Blick über den Wiederbeginn der Geschichte hinaus zu «9/11» und dem Anfang des 21. Jahrhunderts.

Für die beispielhaften Gestalten habe ich einen Namen erfunden: ich nenne sie Erasmier. Erasmus von Rotterdam lebte in einer Zeit ganz anderer Prüfungen als die Intellektuellen der totalitären Epoche. Dennoch erwies er vor einem halben Jahrtausend schon jene Tugenden, die immun machen gegenüber den Versuchungen der Unfreiheit. Sein Leben zeigte auch, dass da nicht nur Tugenden im Spiel sind. Die Geschichten der Beziehungen des Erasmus zu seinem um zehn Jahre jüngeren Freund Thomas More und seinem jugendlichen Verehrer Ulrich Hutten haben durchaus unerfreuliche Aspekte. Die Mitglieder der gedachten *Societas Erasmiana*, von denen hier die Rede ist, sind gleichermassen nicht jedermanns Helden. Ein Blick auf die Tafel der in diesem Buch erörterten Erasmier (am Ende des Bandes) wird das vielen Lesern bestätigen. Dennoch werde ich sowohl für Erasmus von Rotterdam selbst als auch für die Erasmier in Anspruch nehmen, dass sie in besonderem Masse das Lob aller Freunde der Freiheit verdienen.

Dies ist ein kurzes Buch, das auszutragen dennoch viele Jahre gedauert hat. Mal begann ich es auf englisch, dann wieder auf deutsch zu schreiben. Mal war es ein Traktat, dann ein Dialog, jetzt ist es die vorliegende Studie, für die es schwer fällt, einen Gattungsbegriff zu finden. Wenn die schließlich gewählte Form sich als angemessen und fruchtbar erweisen sollte, dann verdanke ich das vor allem zwei nahen Menschen. Der eine ist Timothy Garton Ash, der diese Studie von ihren Anfängen an mit manchmal herbem, aber immer gutem Rat begleitet hat. Zahlreiche Veränderungen im ganzen und Verbesserungen im Detail gehen auf ihn zurück. Die andere zentrale Ratgeberin war meine Frau Christiane. Sie hat mich vor manchen Irrwegen bewahrt und mir mit vielen Einzelvorschlägen geholfen. Dass beide mir nicht in allem zustimmen, sei zumindest erwähnt. Zur von Timothy Garton Ash gestellten Frage von Mut, Zivilcourage und Feigheit bei den Erasmiern wäre gewiss noch manches zu sagen, und dasselbe gilt für die (von Christiane genährten) Zweifel an meinen Erwägungen zum Verhältnis von Vernunft und Leidenschaft.

Manchen anderen schulde ich Dank für ihre Ermunterung und

ihre Hilfe. Die *Neue Zürcher Zeitung* und die Zeitschrift *Merkur* haben Stücke vorweg veröffentlicht; für die Ermutigung danke ich Uwe Justus Wenzel und Kurt Scheel. Auf Einladung von Jürgen Kocka habe ich im Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) die Grundideen in einem Vortrag und in Gesprächen ausprobieren können. Das WZB hat mir sogar als Forschungsprofessor einen Arbeitsplatz gegeben, zu dem der Zugang zu bekannten wie entlegenen Büchern und anderen Texten gehört. Birgit Hahn und Regine Sühling haben diesen Zugang für mich mühelos gemacht. Vorher schon hatte Krzysztof Michalski mich eingeladen, am Institut für die Wissenschaft vom Menschen in Wien das Teilthema des engagierten Beobachters in einem Vortrag zu entwickeln. Auch ihm danke ich sehr. Edith Emmenegger hat einmal mehr dem vormodernen Schreibmaschinen-Autor das Tor – oder sollte es heissen *gate* – zur modernen Welt geöffnet und den Text (nicht ohne eigene Kommentare) elektronisch aufbereitet. Detlef Felken, der auf die erfreulichste Weise die Tradition des Verlags C. H. Beck fortsetzt, in dem Autoren noch willkommen sind und ernst genommen werden, hat mich ermutigt und zugleich mir in vielerlei Weise geholfen.

Allen Genannten und manchen Nichtgenannten bin ich dankbar. Mein Dank gilt jedoch ganz besonders Christiane. Ihre direkte Hilfe ist nur ein kleiner Teil dessen, was ich ihr schulde. Ihr ist dieses Buch gewidmet.

Im November 2005

R. D.

DIE FRAGE WIRD GESTELLT

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

1 WER WIDERSTAND DEN VERSUCHUNGEN DER UNFREIHEIT?

Seit langem schon fand ich es rätselhaft, dass so viele Intellektuelle sich im Jahr 1933 von den Schalmeienklängen des Nationalsozialismus haben betören lassen. Gewiss, die ersten hundert Tage der Hitler-Regierung hatten der ohnehin zerbröselnden deutschen Demokratie den letzten Halt geraubt. Der Reichstagsbrand und seine Erklärungen, das Ermächtigungsgesetz nach der Wahl vom 5. März, das Parteienverbot, die gesetzlich sanktionierte Entfernung von Juden aus dem öffentlichen Dienst deuteten sämtlich auf eine fundamentale Wende. Indes gab es noch viele, die das Ganze für einen Spuk, eine Episode hielten. Noch war das neue Regime keineswegs etabliert. Dennoch wurden ihm von manchen, die es besser wissen konnten, schon grosse Dinge nach- oder vielmehr vorhergesagt.

Martin Heideggers Freiburger Rektoratsrede vom 27. Mai 1933 ist ein besonders nachdenklich stimmendes Beispiel. Der Philosoph des Seins pries den «Aufbruch» in der von ihm sonst eher abschätzig bewerteten Welt des Man. Er sprach vom Volk, seinem geschichtlichen Auftrag und seiner Führung und forderte die Universität, die Wissenschaft, zur Unterwerfung angesichts der Herrlichkeit und der Grösse des Aufbruchs auf. Was in der Rektoratsrede noch halbwegs philosophisch klingen mochte, wurde in zahlreichen Ansprachen, Interviews, auch förmlichen Erlassen und Stellungnahmen des Rektors durchaus unmissverständlich. Im «Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens» *Der Alemanne* klang das dann so:

«Die gesamte deutsche Wirklichkeit ist durch den nationalsozialistischen Staat verändert worden, mit dem Ergebnis, dass unsere ganze vergangene Weise des Verstehens und Denkens ebenfalls anders werden muss.»

Oder auch, falls es noch Zweifel gab:

«Der Führer selbst und allein *ist* die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz. Lernet immer tiefer zu wissen: Von nun an fordert jedwedes Ding Entscheidung und alles Tun Verantwortung.

Heil Hitler!

Martin Heidegger, Rektor.»

Heidegger war nicht der Einzige, der eine Zeitlang vom offenbar reissenden Strom der Zeit davongetragen wurde, auch wenn er sich bei wichtigen Gelegenheiten durch eine gewisse Mehrdeutigkeit der Formulierungen eine kleine Rückzugschance offenzuhalten suchte. Der Funktionär der Nazipartei, der Heideggers Rektoratsrede angehört hatte, gratulierte ihm nicht ohne Hinterlist zu seinem «Privat-Nationalsozialismus».

Dergleichen wird man Theodor W. Adorno nicht vorwerfen können, der sich denn auch empört gegen den Vergleich mit Heidegger («dessen Philosophie bis in ihre innersten Zellen faschistisch ist») wehrte, als ihm eine Musikkritik aus dem Jahre 1934 vorgehalten wurde. In dieser hatte Adorno einen Chor-Zyklus von Herbert Müntzel gepriesen: «Nicht bloss, weil er durch die Wahl der Gedichte [des späteren Reichsjugendführers Baldur von] Schirachs als bewusst nationalsozialistisch markiert ist, sondern auch durch seine Qualität: ein ungewöhnlicher Gestaltungswille.» Es klingt zumindest so als ob Adorno die «Art, die Goebbels als romantischen Realismus bestimmt hat», loben wollte. Da ist dann der Versuch, im Jahre 1963 den ästhetischen Flirt mit den Nazis geringzureden, nur bedingt überzeugend: «Die Wendungen, die man mir vorwerfen kann, mussten in der Situation von 1934 jedem vernünftigen Leser als captationes benevolentiae durchsichtig sein, die so zu sprechen mir erlauben sollten.»

Adorno war damals überzeugt, «dass das Dritte Reich nicht lange dauern könne». Der Wunsch, trotz des Verlustes der Lehrbefugnis in Deutschland zu bleiben, und «nichts anderes hat mich zu den dumm-taktischen Sätzen veranlasst». Thomas Mann hatte das Land bereits verlassen; vielmehr befand er sich im Ausland, als Hit-

ler zur Macht kam und folgte dem Rat, nicht nach München zurückzukehren. Das war Grund genug für eine klare Position, und doch blieb seine Haltung 1933 noch zwiespältig. Manche Taten der Nazis, einschliesslich der «Entjudung der Justiz», fand er «am Ende kein Unglück». Der ganze Prozess habe zumindest «seine zwei Seiten». Schade nur, klagte er, dass die Deutschen so «dumm» sind, «meinen Typus mit in denselben Topf zu werfen und mich mit auszutreiben».

Unverhoffter noch ist eine Äusserung des als Jude früh schon zur Emigration gezwungenen Frankfurter Soziologieprofessors Karl Mannheim. Der junge amerikanische Soziologe Edward Earle Eubank besuchte ihn im Sommer 1934 in London und fragte ihn und seine Frau Juliska unter anderem nach ihrer Meinung über Hitler. «*We like him*», war die überraschende Antwort:

«Wir mögen ihn, nicht seiner Politik wegen, natürlich nicht, die uns als sehr falsch vorkommt. Aber aufgrund der Tatsache, dass er ein ernsthafter, aufrechter Mann ist, der nichts für sich selber sucht, sondern sich mit ganzem Herzen darum bemüht, eine neue Regierung aufzubauen. Er ist tief aufrichtig, aus einem Stück, und wir bewundern seine Rechschaffenheit und seine Hingabe.»

Das war sogar noch im Juli 1934, also nach dem Röhm-Putsch, die Meinung nicht nur der Mannheims. Ein Jahr zuvor gab es solche Einschätzungen noch in weit grösserer Zahl. Auch waren die Ambivalenzen keineswegs auf deutsche Intellektuelle beschränkt. Ein besonders eindringliches Beispiel liefert die im Prinzip aussenpolitisch neutrale, innenpolitisch liberale *Neue Zürcher Zeitung*. Thomas Maissen erinnert in seiner Geschichte des Blattes daran, dass dieses gerade im Frühjahr 1933 ein «Interregnum» an der Spitze erlebte. Daher wogten die Argumente zwischen den entschieden Liberalen um den Berliner Korrespondenten Willy Bretscher und den Nationalen im Verwaltungsrat hin und her. Die letzteren suchten sogar eine enge Beziehung zu den sogenannten «Frönlern», also der schweizerischen Version der Faschisten.

Die Rechte wollte die NZZ vor allem als «Bollwerk gegen den

Bolschewismus» sehen und kritisierte die negative Berichterstattung über Nazi-Deutschland als «submarxistisch angekränkt». Die Frage wurde gestellt: Streckt da etwa jüdisches Geld dahinter? Die «Woge der nationalen Revolution» sei doch am Ende zu begrüßen. Angesichts dieser Tatsache könne man auch «leichter Unschönheiten, ja Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten ertragen, die bei jeder Revolution in stärkerem oder schwächerem Masse zutage treten». Wo gehobelt wird, fallen Späne: Mitläufer und *fellow travelers* haben das Scheinargument immer gerne verwendet.

Im Fall der NZZ obsiegte es indes nicht. Bretscher, der den deutschen Nationalsozialismus aus erster Hand kannte, warf das Gewicht seiner Argumente in die Waagschale. In Berlin hatte er bei sich eine «Phantasie im Bösen» entwickeln können, die die Lügen und Untaten der Nazis nicht übersah oder vernachlässigte, sondern als Kern ihrer zynisch-totalitären Herrschaftsansprüche erkannte. Er wurde am Ende zum Chefredakteur der NZZ gewählt und war verantwortlich für die unzweideutige Haltung des Blattes gegenüber allen Versionen des Faschismus.

Blickt man über die Grenzen Deutschlands – und Italiens – hinaus, dann war der Faschismus keineswegs die einzige Versuchung der Unfreiheit in der Zeit, von der hier die Rede ist. International war die Versuchung des Kommunismus für Intellektuelle sogar weit verlockender. Beide schaukelten sich zudem aneinander hoch: ein Motiv für den Faschismus war immer schon der Kampf gegen den Bolschewismus; ein Motiv für den Kommunismus war jedenfalls in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts der Antifaschismus.

Dabei waren die «Unschönheiten, ja Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten» des bolschewistischen Regimes Anfang der 1930er Jahre keineswegs unbekannt. Manès Sperber, der bedeutende Psychologe, Essayist und Romancier, war (wie Arthur Koestler und andere) dem Partei-Kommunismus erst 1931 verfallen. «Der rote Terror», schrieb er nach seiner Abkehr kurz vor dem Hitler-Stalin-Pakt, «war in unseren Augen eigentlich keiner, denn – daran zweifelten wir nicht – er war die Notwehr, in welcher sich das Neue, Gute gegen das Alte, Böse verteidigen muss.»

Sidney und Beatrice Webb blieben immer Intellektuelle der Fabian Society und also der Labour Party zugehörig; doch war ihr Wunsch, in Russland das neue Jerusalem zu finden, stärker als alle Nachrichten vom Massensterben in der Ukraine, über das Robert Conquest später sein bewegendes Buch *The Harvest of Sorrow* schreiben sollte. Zwar notierten die Webbs, dass die Zwangskollektivierung «*incidentally*», also gleichsam nebenher und eher zufällig, zur Liquidierung der Kulaken und jedenfalls zu Hungersnöten geführt hatte, aber sie glaubten dem russischen Botschafter in London, Iwan Maisky, als dieser ihnen weismachte, dass «wichtige Kommissare» in die Ukraine geschickt worden seien, um den Bauern zu helfen. «Schon bei der Frühjahrsaussaat würden gute Ergebnisse sich zeigen.»

Das fand statt im Mai 1933, als die Webbs daran sassen, die Erfahrungen ihrer zweimonatigen Reise durch die Sowjetunion in einem Wälzer mit dem Titel *Sowjetkommunismus – eine neue Zivilisation* festzuhalten. «Eine neue Zivilisation, mit einer neuen Metaphysik und neuen Verhaltensregeln entsteht.» Dass diese «neue Zivilisation» noch «roh» ist und unter Kinderkrankheiten leidet, störte vor allem Beatrice Webb nicht, die, wie ihre Biographen Norman und Jeanne Mackenzie sagen, «sich nach einem Glauben sehnte, der sowohl ihre emotionalen Bedürfnisse als auch ihre intellektuellen Überzeugungen von Gleichheit und Gerechtigkeit befriedigt». Bei Sidney Webb war die Begeisterung über den Plan, den Fünfjahresplan zumal, grösser als die Metaphysik, für die ihm der Sinn abging, aber auch er sah in Stalins Russland die Erfüllung vieler seiner Wünsche.

Keiner der hier Zitierten blieb sehr lange bei seinem Enthusiasmus der frühen 1930er Jahre. Alle waren, schon bevor sie sich von ihrem Glauben an Hitler oder Stalin befreiten, von Zweifeln befallen. Die zitierten Bekenntnisse sind meist zweideutig und in Vorbehalte getaucht. Sollten wir also gnädig sein mit denen, die vorübergehend den Versuchungen ihrer Zeit erlegen sind? Das hängt von mancherlei Dingen und Bedingungen ab, denn hier gilt es, genau zu sein. Es hängt davon ab, wie lange die Betörung dauerte, auch davon, was un-

ter ihrem Einfluss nicht nur gesagt, sondern getan wurde. Es hängt von den Gründen der Bekehrung und der Art der späteren Reue ab. Es hängt davon ab, ob die, die die ersten Steine werfen, möglicherweise selbst im Glashaus sitzen. Vor allem aber hängt es ab von der Antwort auf die Gegenfrage zu der bisher gestellten: Wer ist in den kritischen Jahren den Versuchungen der Zeit nicht erlegen?

Das ist denn auch die Frage, um die es in dieser Studie geht. Es gab ja nicht nur die berühmtesten «Märzgefallenen» des Jahres 1933, also diejenigen, die früh und doch ein bisschen zu spät auf den fahrenden Zug der Nazis sprangen. Es gab auch nicht nur die linken Idealisten der 1920er und 1930er Jahre. Es gab nicht nur die zahlreichen Variationen von Opportunismus und Idealismus, von denen einige hier ans Licht gezogen worden sind. Es gab vielmehr bedeutende Geister, die sich als immun gegenüber den Anfechtungen der Zeit erwiesen. Man kann also – und das werden wir tun – die Ausgangsfrage, warum so viele sich haben betören lassen, auch umkehren: Warum haben manche allen Versuchungen der Unfreiheit widerstanden? Was war ihnen eigen, das den Idealisten und Opportunisten abging? Sind sie gar die Hüter des liberalen Geistes in Zeiten der Prüfung?

Die Frage ist auch darum so wichtig, weil die Versuchungen der Unfreiheit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermutlich nicht die letzten ihrer Art waren. Das muss nicht die Wiederkehr von Faschismus und Kommunismus bedeuten. In einem so konkreten Sinn wiederholt die Geschichte sich selten. Indes scheint jeder Aufklärungsschub eine Gegenklärung zu provozieren. Die grosse Freiheit der offenen Gesellschaften, die sich in den *trentes glorieuses* nach 1945 – tatsächlich waren es ja in Westeuropa sogar eher sechzig glorreiche Jahre – ausgebreitet hat, ist zugleich die grosse Unsicherheit von Gesellschaften, denen der Halt in vertrauten Bindungen verloren zu gehen droht. Da mangelt es dann nicht an falschen Göttern, die manchmal sogar die Namen der echten tragen. Wer wird sich ihnen gegenüber als immun erweisen? Was ist überhaupt das Geheimnis des unersuchbaren liberalen Geistes? Das ist das Thema der folgenden Erwägungen und Untersuchungen.